



ANDREW M.  
**GREELEY**

DER BISCHOF  
UND DIE BETTLERIN

Weltbild

Andrew M. Greeley

# Der Bischof und die Bettlerin

Deutsch von

Christian Kennerknecht

**Weltbild**

## Der Autor

Father Andrew M. Greeley ist katholischer Priester und Soziologe. Er lehrt an der University of Chicago und der University of Arizona in Tucson. Die University of Ireland in Dublin erkannte ihm den akademischen Ehrentitel eines Honorary Senior Fellow zu. Andrew M. Greeleys englischsprachige Internetseite findet sich unter [www.agreeley.com](http://www.agreeley.com).

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *The Bishop and the Beggar Girl of St. Germain* bei Forge/Tom Doherty Associates, New York.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Andrew M. Greeley Enterprises, Ltd.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, L.L.C., durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen vermittelt.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Christian Kennerknecht

Projektleitung: Gerald Fiebig

Redaktion: Ingola Lammers

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto; istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-249-0

## Für Nan und Peter

Alle Personen dieser Geschichte sind Produkte meiner Fantasie, einschließlich der Priester von Paris welchen Ranges auch immer. Ich will keinesfalls unterstellen, die Mitarbeiter der Diözese Paris oder die Pariser Dominikaner seien in irgendeiner Weise vergleichbar mit den jeweiligen Repräsentanten in meiner Geschichte. Dennoch sind die Charaktere nicht frei von Tendenzen, die man beim Klerus überall auf der Welt beobachten kann.

Nur Paris ist keine Fiktion.

»Blackwood, Sie müssen mir einen Gefallen tun.«

Sean Cronin, von Gottes Gnaden und dank der heroischen Geduld des Heiligen Stuhls Erzbischof von Chicago und Kardinalpriester der Heiligen Römischen Kirche, lehnte lässig im Türrahmen.

Ich wurde sofort stutzig. Kardinäle treten normalerweise nicht als Bittsteller auf. Etwas war im Busch, und zwar mehr als das, was Sherlock Holmes als das »Spiel« zu bezeichnen pflegte.

»Ich wüsste nicht, dass ich Ihnen einen Gefallen schulde.«

Ich bezog mich auf die Chicagoer Schule – nicht die der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften von der nahe gelegenen Universität von Chicago, sondern die der Chicagoer Politiker: Danach kann man einen Gefallen erbitten, wenn jemand aufgrund eines früher erwiesenen Gefallens einen solchen schuldig ist. Ich jedenfalls, das wusste ich, schuldete Seiner Eminenz Cronin keinen Gefallen.

»Ich will, dass Sie nach Paris fahren«, sagte er und übergang einfach meinen Hinweis auf diese unübliche Vorgehensweise.

»Paris, Illinois?«, fragte ich mit einem gespielt überraschten Augenzwinkern.

»Paris, Frankreich!«, erwiderte er ungeduldig und steuerte die Vitrine an, in der ich diverse Erfrischungsgetränke aufbewahrte. »Sie waren doch schon einmal dort.«

Er schenkte sich einen mehr als großzügig bemessenen John Jameson's Twelve Year Special Reserve ein (der mittlerweile mehr als ein Vierteljahrhundert alt war). Nach den neuen Lebensregeln, die ihm seine zweimal verwitwete Schwägerin Nora Cronin auferlegt hatte, waren ein Glas Whiskey und zwei Tassen Kaffee pro Tag gestattet. Heute erreichte er dieses Quantum schon recht früh am Nachmittag.

»Wie Sie wissen, verreisen wir Ryans nur im äußersten Notfall, und Grand Beach, Michigan, ist die äußerste Grenze, von gelegentlichen Fahrten zum Golden Dome einmal abgesehen, um dort die Mannschaft der schwarzen Baptisten vergeblich anzufeuern.«

So war es nun einmal. Wir wagten uns aus diesem Umkreis nur heraus, wenn geschäftliche Dinge oder eine neue oder aufgewärmte Liebe es erforderten. Beides kam in meinem Leben nicht in Betracht.

Nach Milwaukee fahren wir natürlich nie.

»Paris müssen Sie besuchen, die Stadt der Lichter.«

»Sie meinen wohl die Stadt, in der sie Kardinäle und Bischöfe vor der Kathedrale Ihres guten Freundes Victor Hugo abschlachten.«

»Das ist lange her«, bemerkte er, nahm einen Stapel Computerausdrucke von meinem Sessel und ließ sich ermattet niedersinken.

Wenn er wollte, dass ich nach Paris fahre, dann würde ich natürlich nach Paris fahren. Allerdings müssten die Umstände zuvor festgelegt werden.

»Die Franzosen wiederholen das aber in regelmäßigen Abständen.«

»Ich habe Nora viel zu verdanken«, sagte er.

»Ihre Gesundheit in der Tat und zweifellos auch Ihr Leben.«

»Darum möchte ich ihr diese Reise zum Geburtstag schenken.«

»Sehr nobel, kann ich nur sagen.«

»Und Sie, Blackie, möchte ich dabei haben, um in kein schiefes Licht zu geraten.«

Aha! Daher wehte also der Wind.

»Meine Fähigkeiten als Anstandsdame sind noch bescheidener als meine anderen Fähigkeiten.«

»Sie müssen nur dabei sein, mehr nicht.« – »Nun, dann bin ich in der Tat überflüssig. Denn wenn Ihre Tugenden so manchem Außenstehenden zweifellos fragwürdig erscheinen, steht doch die Tugendhaftigkeit Ihrer verehrten Schwägerin außer Frage.«

Sie war auch seine Nennschwester, um genau zu sein. Die Cronins hatten Nora als kleines Mädchen adoptiert, und später hatte sie dann ihren mittlerweile verstorbenen Nennbruder Paul Cronin geheiratet.

»Mit einem Hilfsbischof im Schlepptau schöpft niemand unbotmäßig Verdacht.«

Die Rolle eines Hilfsbischofs ist der von Harvey Keitel in dem Film Pulp Fiction vergleichbar: Er räumt den Dreck weg.

Eine interessante neue Variante dieser Rolle, wirklich.

»Sämtliche Außenstehenden trauen mir doch noch weniger als Ihnen.«

»Nora hat sich diese Reise verdient.«

Er bettelte mich also sozusagen an, indirekt und berechnend, wie es seiner Rolle entsprach.

»In der Pfarrei gibt's zur Zeit jede Menge zu tun.«

In der Pfarrei gab es immer viel zu tun.

»Einer von den Jungspunden kann sich doch in dieser Woche darum kümmern.«

Tatsache ist, dass sich alle besser darum kümmern könnten als ich.

»Vielleicht.«

»Noch dazu, Blackwood, hat der Kardinal und Erzbischof von Paris ein interessantes kleines Problem. Konkret hat er Ihre Hilfe nur deshalb nicht angefordert, weil er Sie nicht kennt, aber Ihre Unterstützung braucht er trotzdem.«

»Ach ja?«

Das war also der Köder, die große Tasse heiße Schokolade auf dem Tisch.

»Allem Anschein nach ist eine der größten Begabungen unter seinem Priesternachwuchs vom Erdboden verschluckt worden.«

»Na so was!«

»Er hat sich in Luft aufgelöst, sozusagen.«

Er schwenkte den Whiskey im Waterford-Becher.

»Möchten Sie einen Drink? Es ist immerhin Ihr Whiskey.«

»Welche Art von Luft?«

»Drittes Jahrhundert, gallo-römisch.«

»Bemerkenswert.«

»Ja, ein berühmter Fernsehprediger namens Jean-Claude Chrétien, jung, gut aussehend, großer Prediger, für Ihren Geschmack vielleicht ein wenig zu rechts eingestellt.«

»Die Kirche in Frankreich hat natürlich rechte Fernsehprediger bitter nötig, bei ihren Plänen, die Bourbonen wieder auf den Thron zu hieven. Ob so ein Prediger auch die Belange der jungen Franzosen anspricht, von denen fünfundzwanzig Prozent arbeitslos sind, ist eine andere Frage.«

Seine Eminenz Cronin beäugte mich über den Rand seines Glases.

»Wie immer, Blackwood, muss ich Ihnen sagen, ich bin froh, Sie auf meiner Seite zu wissen ... Dieser junge Mann hat darüber hinaus eine gewisse archäologische Vorbildung, oder vielleicht sollte ich besser sagen ›hatte‹. Das Fernsehen hatte eine Sendung über die Geschichte der Kirche in Frankreich geplant, und er führte ein Team von Fernsehleuten durch die Ausgrabungen unter Notre-Dame.«

»Sicher wollte er klar machen, dass die Pariser ursprünglich Kelten waren.«

»Sicher, Blackwood. Wie auch immer, er verschwand plötzlich. Ging um eine Ecke, und als die Fernsehmenschen nachkamen, war er nicht mehr da.«

»Faszinierend!«

»Zweifellos«, stimmte Seine Eminenz Cronin zu und riss sich dabei doch glatt mein Lieblingswort unter den Nagel.

»Ich gehe recht in der Annahme, dass es nur einen Zugang zu diesen Ruinen gibt?«

»So ist es. Und das Kassenpersonal, das ihn von seinen Sendungen her kannte, schwor Stein und Bein, dass er nie herausgekommen ist. Also ist anzunehmen, dass er in eine dieser ausgebuddelten Ruinen gesprungen und ins dritte Jahrhundert zurückgekehrt ist.«

»Wo er zweifellos auch hingehörte.«

»Ich vermute, es gibt rationalere Erklärungen. Er ist aber niemals wieder aufgetaucht.«

Mir gingen so einige nahe liegende Erklärungen durch den Sinn. Aber auf die wäre die Pariser Polizei auch gekommen, wenn man davon ausgeht, dass sie nach wie vor in der Tradition eines C. Auguste Dupin oder eines Inspektor Maigret arbeitet. Das Verschwinden könnte vielleicht in geeigneter Weise geklärt werden. Das Motiv dagegen stand auf einem anderen Blatt. Mord? Vielleicht. Flucht aus dem Priesteramt? Zweifellos auch ein Grund. Oder war alles doch weit unheimlicher und abwegiger? Unterzutauchen war im Grunde nicht schwer. Man brauchte lediglich ein paar gefälschte Papiere, Kreditkarten und Bankkonten unter einem neuen Namen und ein Versteck, an dem man sicher war, bis die Polizei die Suche einstellte – entweder, weil sie einen für tot hielten, oder aber, weil sie glaubten, dass man einfach nicht gefunden werden wollte. Weitaus schwieriger dagegen war es für eine Berühmtheit – wie einen prominenten Fernsehprediger –, einfach abzutauchen. Schwierig, aber nicht unmöglich, solange man über genügend finanzielle Mittel verfügte und Leute hatte, die einen zuverlässig deckten.

Die Kirche könnte, besonders wenn es keine Lösegeldforderungen gab, zu dem Schluss kommen, dass man tot war, ermordet von Kommunisten oder radikalen Wirrköpfen. In

dem Fall würde sie still und leise die Hoffnung aufgeben, dass man je wieder auftaucht, und stattdessen anfangen zu hoffen, man bliebe für immer verschwunden.

»Also« – Sean Kardinal Cronin sprang aus meinem Sessel hoch, ohne die Computerausdrucke zurückzulegen, die immerhin die Terminplanung meiner Kirche für die nächsten sechs Monate beinhalteten – »wenn wir erst einmal vor Ort und Sie als Anstandsdame nicht allzu beschäftigt sind, dann kümmern Sie sich darum, Blackwood!«

Daraufhin verließ er mein Arbeitszimmer mit einem Paradebeispiel seines Wahnsinns wie eine purpurne Rakete auf dem Weg in den Orbit.

Alles in allem, wie Holmes sagen würde, war das ein nettes kleines Problem.

»Punk, du musst einfach mit Sean und Nora nach Paris fahren«, insistierte meine Schwester Mary Kathleen Ryan Murphy, die anrief, fast unmittelbar nachdem Seine Eminenz Cronin das Zimmer verlassen hatte. »Das bist du ihm schuldig.«

»Ah ja«, sagte ich. »Ich weiß nicht, was das für eine Schuld sein sollte.«

Ich hatte mich ohnehin bereits mehr oder weniger auf das Unternehmen eingestellt. Aber familiäre Gepflogenheiten forderten ihren Tribut.

»Ihr solltet in der Abtei absteigen, in der Joe und ich gewohnt haben, als wir mit Eileen dort waren.«

Eileen Ryan Kane, ihres Zeichens Richterin am Bundeskassationsgericht, war Matriarchin Nummer zwei in unserer Familie.

»Die Abtei«, erwiderte ich, »befindet sich in Lake Geneva, Wisconsin.« Dort gibt es einen Hotelkomplex namens The Abbey.

»Nein, ich meine das Kloster im Viertel Saint Germain, neben der Saubohne.«

Meine tugendsame Schwester ist vielleicht die beste Psychiaterin in ganz Chicago, was soviel heißt wie die beste überhaupt, aber ihre Geographiekenntnisse lassen doch zu wünschen übrig.

»St-Germain-des-Prés«, sagte ich, »gegenüber von der Sorbonne auf der anderen Seite des Jardin du Luxembourg.«

»Wie auch immer« – sie tat meine kritischen Anmerkungen als irrelevant ab – »es ist ein Kloster aus dem 11. Jahrhundert.«

In dem Fall wäre es längst ein Museum. 17. Jahrhundert bestenfalls.

»Ich mag keine Klöster.«

»Stell dich nicht so an, es ist ein Traum. Ganz in der Nähe der Metrostation Sankt Sülpli.«

»St-Sulpice«, sagte ich.

»Egal ... Nora weiß schon Bescheid.«

»In der Tat.«

Ich sagte ihr nicht, dass die Abtei St-Germain gleich um die Ecke vom Institut Catholique liegt – der katholischen Repräsentanz in der Nähe des Quartier Latin. Die Hochschule wurde gegründet, nachdem man die Theologie aus der Sorbonne – immerhin einmal die Universität des Thomas von Aquin – vertrieben hatte. Diese Information tat

absolut nichts zur Sache, und außerdem, was wusste ich schon?

Die Sache war also geregelt. Meine Familie hatte einmal mehr dafür gesorgt, dass ich mich richtig verhalten würde, auch wenn ich eher zum Gegenteil neigte. Tatsächlich würde ich Sean Cronin ans Ende der Welt begleiten. Ich bezweifelte nicht, dass er es auch ohne mich erreichen würde, nach Hause zurück würde er es aber nur schaffen, wenn ich ihn begleitete.

Das Telefon schrillte wieder. Es war Crystal Lane, unsere hauseigene Mystikerin und Jugendseelsorgerin, die Telefondienst machte, bis eine der vier Megans von der Schule kam. (Alle vier Mädchen, die im Pfarramt jobbten, hatten denselben Vornamen.)

»Senator Cronin ist dran, Bishop Blackie.«

»Danke, Crystal.«

»Ich werde während Ihrer Reise für Sie beten.«

Das wäre nichts Neues, denn Crystal betete jederzeit für jeden. Und sie hatte schon von dieser vermaledaiten Reise erfahren, noch bevor ich irgendetwas wusste.

»Danke, Crystal«, sagte ich mit einem schweren, an Westirland gemahnenden Seufzer.

»Sicher werde ich die Gebete brauchen können.«

»Blackwood, Sie sind ein Schatz«, begann Nora Cronin.

»In der Tat.«

»Der arme Sean muss mal raus aus Chicago.«

Auf den Lippen einer Irin stellte das Wort »arm« ein hohes Lob dar.

»In der Tat.«

»Und Sie auch.«

Das stimmte nun wiederum gar nicht. Ich musste niemals raus aus Chicago, nicht einmal im Winter.

»Vielleicht.«

»Lieb von Ihnen, dass Sie mitkommen. Wir werden sicher eine großartige Zeit haben.

Sie wissen doch alles über Paris.«

Lady Nora hielt mich für bewundernswert.

»Die Stadt ist nicht übel«, räumte ich ein.

Die beiden hatten vor langer Zeit ein Verhältnis miteinander gehabt – ein ehebrecherisches Sakrileg. Derartige Leidenschaften erkalten niemals ganz. Ich würde sie begleiten, um ihnen die Sicherheit zu geben, dass ihre Passion nicht nach Jahrzehnten neu hervorbräche. Dabei wusste ich, dass Derartiges nie geschehen könnte. Nur sie selbst wussten es nicht.

Ich war schon einmal in der Stadt der Lichter gewesen, auch wenn ich das Gegenteil behauptete. Paris hatte eine schreckliche, blutige Vergangenheit. Ich wusste zu viel davon, als dass ich meinen Aufenthalt genossen hätte. Ich habe keine übersinnlichen Fähigkeiten wie meine alte Freundin und Kollegin Nuala Anne McGrail, aber dort schwirren mir auch so zu viele Geister herum – von Bauern und Königinnen, Heiligen und Sündern, Unschuldigen und wahren Ungeheuern. Aber die Franzosen – ihre Politiker, Intellektuellen und Kleriker einmal ausgenommen – waren nette Menschen, so wie jedes

andere Volk auch, aber in der Tat nicht so nett wie die Iren.

Um ehrlich zu sein, mir hatte es Spaß gemacht, mit den arroganten französischen Würdenträgern die Klingen zu kreuzen, und ich sah einer Neuauflage dieses Vergnügens mit beträchtlichem Interesse und in freudiger Erwartung entgegen.

Dann war da natürlich noch die interessante Geschichte mit dem Fernsehprediger, der ins dritte Jahrhundert entflohen war.

Faszinierend.

»Man bezeichnet einen derartigen Platz als parvis, was so viel bedeutet wie der Vorplatz der Kathedrale. Das Wort stammt aus dem Altfranzösischen und leitet sich ab von lateinisch paradisus, was Paradies oder genauer auch Garten oder Park heißt. Wir haben hier also den Park vor der Kathedrale. Ihnen fällt sicher auf, dass die Proportionen nicht stimmen. Ursprünglich war der parvis so geplant, dass er den Proportionen der Fassade entspricht. Später meinte dann ein Architekt, dass ein bescheidener Park ja gut und schön sei, ein größerer aber noch schöner, eben nach dem Motto: Mehr bringt auch mehr.«

Vor unseren Augen zeichnete sich die gewaltige, helle Kathedrale gegen einen blauen Septemberhimmel ab. Es war unfassbar, dass es etwas so Großartiges überhaupt geben konnte, zweifellos.

Dabei hat uns Barbara Tuchman in ihren Büchern doch immer versichert, das Mittelalter sei von Barbaren bevölkert gewesen.

»Sie haben den Reiseführer verschluckt, Blackwood«, murmelte Seine Eminenz Cronin.

»Ich bin lediglich in der Lage, mich an das, was ich gelesen habe, auch zu erinnern«, bemerkte ich. »Achten Sie auf das Türmchen, das ein anderer Baumeister im 19. Jahrhundert hinzufügen oder renovieren ließ. Er hielt sich dabei ziemlich genau an die ursprüngliche Planung. Achten Sie auch auf die quer zwischen den beiden Türmen verlaufende Galerie, ein absolutes Novum für die damalige Zeit. Von dort warf unser guter Freund Quasimodo Steine auf die Bürgerschaft von Paris, was insgesamt keine schlechte Idee war.« Seine Eminenz Cronin und ich trugen beide schwarze Anzüge und den römischen Kragen, nur dass sein Priesterhemd am Kragenansatz rote Stickereien zierten, ein bescheidener Verweis auf den hohen Rang eines Kirchenfürsten. Mehr hätte es auch nicht bedurft, schon weil seine ganze Erscheinung die eines Kardinals war, groß, kerzengerade, weißhaarig, gut aussehend und mit wässrig blauen Augen. Zur weiteren Unterstreichung seines Rangs trug er einen großen Rubinring und ein aufwändig gearbeitetes Brustkreuz. Alle anderen Würdenzeichen hatte er in seiner Suite im Dompfarramt zurückgelassen. Ich meinerseits hatte nicht vergessen, mein Brigidkreuz mitzubringen, eine Anfertigung meiner Kusine Catherine Collins, hatte es aber in meinem Koffer im Hotel verwahrt, damit es mir nicht in der Metro abhanden käme. Somit konnte ich in keiner Weise als Apostelnachfolger ausgemacht werden. Zum Spaß bemerkte Seine Eminenz Cronin, ich sähe aus wie ein Priester aus Westirland, der zuvor nie weiter östlich als bis zum Shannon vorgedrungen war. Alles in allem ein schönes Kompliment für mich.

Wer möglichst wenig auffallen möchte, muss so normal aussehen, dass die Menschen ihn gar nicht bemerken, wenn sie zu ihm in den Fahrstuhl steigen.

»Die schönste Kirche der Welt.« Nora, eine adrette und hübsche Frau mit einem wunderbarerweise faltenlosen Gesicht, seufzte.

»Sie haben Chartres noch nicht gesehen«, erwiderte ich. »Mit beiden kann der Bischofssitz Ihres Bruders nicht konkurrieren. Andererseits sind dafür die

Instandhaltungskosten niedriger.«

»Meine Kathedrale, so so«, lachte der Kardinal. »Dabei weiß doch jeder, es ist Bischof Blackies Kirche.«

»Der so genannte gotische Stil«, fuhr ich fort, »ist eines der großen Geheimnisse der Kunstgeschichte. Er trat im 12. Jahrhundert mit einem plötzlichen Paukenschlag in Erscheinung und erreichte innerhalb weniger Jahrzehnte seinen Höhepunkt. Die Baumeister waren schwerfällige Normannen vom Schlag jener Menschen, die in ihren Langbooten die Seine herauffuhren und die Stadt einnahmen, bis dann Hugo Capet auf den Plan trat und diese Insel zu seiner Hauptstadt machte.«

»Waren es Bekehrte?«, flüsterte Nora, angesichts des atemberaubenden Anblicks in Ehrfurcht erstarrt.

»In der zweiten und dritten Generation ... Die vielen ›Notre Dames‹, die im 12. und 13. Jahrhundert in Nordfrankreich wie Pilze aus dem Boden schossen, waren in der Tat Tempel für eine christliche Frühlingsgöttin, Symbol der Mutterliebe Gottes und des Triumphs des Lebens über den Tod.«

»Oh«, sagte Nora, dann, nach einigem Nachdenken, »natürlich.«

»Blackwood irrt sich gelegentlich, Nora, aber Selbstzweifel kennt er für gewöhnlich nicht ... Man steht hier und gewinnt seinen Glauben an die Menschheit wieder. Bei all unseren Makeln und Fehlern waren wir doch in der Lage, Werke von derartiger Anmut und erhabener Schönheit zu erschaffen.«

Bemerkungen dieser Art waren höchst untypisch für Seine Eminenz Cronin, der sonst nur den hartgesottenen Pragmatismus an den Tag legte, den man braucht, um in Amerika Kardinal zu sein.

Wobei die einzige Alternative zu diesem Pragmatismus klebrige Bigotterie wäre.

Wir betraten die Kirche, und die Ehrfurcht gebietende Atmosphäre nahm uns unmittelbar gefangen, trotz der Heerscharen von Touristen und des Blitzlichtgewitters.

»Ein Abt namens Suger baute sich eine Abtei in St-Denis, das erste große Gotteshaus im gotischen Stil – auch wenn die Bezeichnung in die Irre führt, denn die Erbauer dieser Kirchen waren weder Goten noch überwiegend Franken. Jedenfalls beschloss Bischof Maurice de Sully daraufhin, es ihm gleichzutun.«

»In der Tat«, bemerkte der Kardinal, »waren sie eine Mischung aus Kelten und Normannen, Monsieur l'Evêque.«

Ich ignorierte den Gebrauch meines Ausdrucks und meiner Theorie.

»Man beachte jedoch, dass keine der späteren Kathedralen die ungeheure Raumwirkung, die wir nicht zuletzt den beiden Seitenschiffen verdanken, je wieder erreicht hat. Im 13. Jahrhundert versuchte man das auszugleichen, aber das Innere strahlt trotzdem nicht dieselbe Helligkeit aus wie bei einigen der späteren Kathedralen.«

»Mir gefällt sie so, wie sie ist«, sagte Kardinal Cronin trocken.

Wir blinzelten im hellen Sonnenlicht, als wir die Kathedrale nach meiner Führung verließen.

»Wie hält man sie eigentlich so sauber?«, fragte Nora. »Gibt es hier keine

Umweltverschmutzung?«

»Sie haben sie achthundert Jahre lang nicht sauber gehalten«, erwiderte ich. »Die Kathedrale, über die Victor Hugo schrieb, war kohlrabenschwarz – und auch sonst recht heruntergekommen. Dann trat le Général auf den Plan und ordnete ihre Reinigung an. Man sagte ihm, das sei unmöglich, so wie nur die Franzosen dieses Wort über die Lippen bringen. Daraufhin wiederholte er die Order, und keiner legt sich mit einem Mann an, der sich für die Inkarnation von Karl dem Großen, Jeanne d'Arc und Napoleon auf einmal hält. Also machten sie den Bau sauber.«

»Erstaunlich!«

»Befinden sich nicht genau hier, unter dem parvis vor uns, die archäologischen Ausgrabungen?«, fragte der Kardinal.

»Im zweiten Jahrhundert besetzten die Römer die Seine-Insel und bauten darauf eine ihrer Provinzstädte, die sie Lutetia nannten, natürlich komplett mit Forum, Theater und Badehäusern. Unter dem parvis haben sich einige Ruinen davon erhalten. Nach ihrer Bekehrung bauten die Römer auch eine Kirche oder sie funktionierten einfach eine Basilika dazu um. Als die Franken ans Ruder kamen und Chlodwig zu ihrem König krönten, bauten sie die Basilika neu auf oder erweiterten sie, in der Länge Notre-Dame vergleichbar. Diese ließ Maurice de Sully, alles andere als ein Denkmalschützer, später einfach einreißen. Archäologen haben immer gezögert, direkt unter Notre-Dame zu graben, weil der Ostteil auf einer Aufschüttung errichtet wurde. Aber unter dem parvis wurde genug gebuddelt, und man kann dort Siedlungen aus dem 3. Jahrhundert besichtigen.«

»Grauslich.« Nora missfiel die Vorstellung.

»Finde ich auch«, bestätigte Seine Eminenz Cronin Noras Eindruck.

»Und ich erst«, sagte ich, obschon ich wusste, dass ich die Ausgrabungsstätte noch vor Sonnenuntergang besuchen würde.

Nora, die beim Mittagessen mit Monsieur le Cardinal de Paris nicht dabei sein würde, kniff uns beide in die Wange.

»Wir sehen uns beim Abendessen. Seid nett zum hiesigen Kardinal.«

»Du bist sicher, du findest zurück?«, fragte Sean Cronin sie.

»Klar.« Sie tat seine Befürchtungen mit einer Handbewegung als Unsinn ab.

»Ich biege zuerst rechts ab, dann links und dann zur U-Bahn runter. Von dort fahre ich in Richtung Porte d'Orléans bis St-Sulpice. Passt lieber auf, dass ihr euch nicht verirrt.«

Wir sahen ihr nach, wie sie über den parvis ging und dann rechts abbog.

»Manchmal glaube ich«, räumte der Kardinal ein, »es war doch ein Fehler von mir, dass ich sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht geheiratet habe. Nicht dass diese Chance bestanden hätte, und wenn doch, dann wären wir jetzt entweder unglücklich oder tot.«

»Eher Letzteres.«

Nach solch fröhlichen Worten kehrten wir um und machten uns auf den Weg zur Residenz des Erzbischofs und Kardinals von Paris. Ich sah der Begegnung nicht ohne Spannung

entgegen.

Meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

»Natürlich, Monsieur le Cardinal«, ließ er Cronin wissen, »ist der Individualismus in Amerika ein großes Problem.«

Wenn Seine Eminenz Cronin, mit einem Hauch Purpur am Kragen und sonst in schlichtem Schwarz, eher wie ein Dorfgeistlicher aussah, wirkte der Erzbischof von Paris, live und in Farbe, mit den vielen Knöpfen, dem zucchetto genannten Scheitelkäppchen, der Schärpe und passenden Strümpfen, wie ein als Kardinal verkleideter korsischer Bandit – klein, gedrungen, dunkel und gefährlich. Diesem Eindruck tat auch sein Ruf als angesehener Philosoph keinen Abbruch. Mit am Tisch saßen drei weitere Mächtgernbanditen, ein junger, glatzköpfiger Hilfsbischof (der uns als Theologe vorgestellt worden war) in vollem Ornat und zwei dürre Priester, die, davon war ich überzeugt, Messer unter ihren Soutanen trugen.

Alles in allem waren sie weitaus unterhaltsamer als die Gesellschaft, mit der ich zu Hause im Dompfarramt zum Heiligen Namen zu Mittag aß.

Der Kardinal gehörte zu jener nicht seltenen Sorte europäischer Amtsträger, die in Ermangelung eigener Probleme gerne die Probleme ihrer Gesprächspartner erörterten.

»In Wirklichkeit gibt es gar keinen Individualismus«, bemerkte ich.

Alles im Raum reckte die Köpfe, als sei ich eben aus dem Nichts aufgetaucht – oder vielleicht von einem kleinen Planeten in der Region Alpha Centauri.

»Aber, Monsieur l'Évêque, tout le monde kennt ihn doch.«

»In Wirklichkeit«, fuhr ich seelenruhig fort, »ist das Wort ein Etikett, ein Konstrukt, unter dem man diverse oft gegensätzliche und manchmal gegenläufige Entwicklungen und Vorstellungen zusammenfasst. Derartige Wortkrücken eignen sich vielleicht für beiläufige Plaudereien oder die Unterweisung von Erstsemestern, aber man sollte sie nicht verdinglichen, als gäbe es in der äußeren Welt eine gravierende Erscheinung, die ihnen entspricht.«

»In Wirklichkeit«, meinte Sean Cronin augenzwinkernd, »ist Monsieur l'Évêque Ryan ein begnadeter Philosoph. Er hat über James Joyce, William James, Bernard Lonergan und David Tracy gearbeitet.«

»Alle Kelten«, sagte ich in aller Bescheidenheit, »verehren das Volk von Fischern und Jägern, nach dem diese Stadt ursprünglich benannt ist.«

»Aber«, machte sich mein Gegner stark, »der amerikanische Materialismus und Konsumismus ist certainement ...«

»Meiner Erfahrung nach sind alle Ismen und Isationen Konstrukte, die mit der Realität nicht das Geringste zu tun haben.«

Der Leser wird zweifellos bemerkt haben, dass das Wort »Erfahrung« darauf anspielte, wes Geistes Kind ich war.

Einer der Klerikerganoven grinste und gab sich damit als Verbündeter zu erkennen.

»Monsieur l'Évêque ist ganz klar überzeugter Empirist.«

»Nein«, sagte ich bescheiden, »in politischer Hinsicht bin ich Demokrat à la Rich Daley

und Bill Clinton, in philosophischer Hinsicht eindeutig aristotelischer Realist wie der Dominikaner aus Neapel, der vor ein paar Jahrhunderten auf der anderen Seite des Flusses am Katheder stand. Tatsächlich habe ich schon in meinem Buch Aquinas and James ausführlich dargelegt, dass James eine Art Thomist war.«

Das war nichts als Geschwafel, werden Sie sagen.

Gut, vielleicht.

Andererseits befand ich mich mitten in einer der, Sie werden mir den Ausdruck verzeihen, verschwafeltsten Kulturen, die die Welt je hervorgebracht hat.

Das Wortgefecht setzte sich noch länger fort, bis Monsieur le Cardinal Cronin sich der Franzosen erbarmte, die Partie abpiff und das Gespräch auf das tragische Verschwinden von Frère Jean-Claude Chrétien lenkte. Sein Pariser Amtskollege schlug vor, wir sollten uns in den Salon begeben. Einer der Messer tragenden Kleriker schloss sich an, die anderen verabschiedeten sich mit aller gebotenen Höflichkeit, konnten aber ihr Missfallen über meine kleine Showeinlage nicht verbergen. Aber wie gesagt, gegen Schwafler wehrt man sich am besten durch Schwafeln.

Der junge Priester, der uns in den Salon begleitete, grinste und zwinkerte mir zu. Er heiÙe François, ließ er mich wissen, genannt Frankie. Hatte mit Sicherheit in Amerika studiert. Insgeheim trank er garantiert lieber Coca-Cola oder Bailey's anstatt Cognac. Frankreich war also noch nicht ganz verloren.

Sean Cronins Salon im Dompfarramt war spartanisch, aber geschmackvoll, Ersteres aufgrund seiner eigenen Neigungen, Letzteres aufgrund der Neigungen unserer tapferen Nora. Dagegen war der Salon des Erzbischofs von Paris, hoch über der Seine, prunkvoll überladen und ungemütlich, eine Art Miniatur-Versailles.

»Monsieur le Cardinal meinte, Sie, Bischof Ryan, könnten uns unter Umständen dabei behilflich sein, unseren armen Frère Chrétien aufzufinden. Von unserem Bruder in Köln habe ich schon gehört, dass Sie ein Händchen für derlei Fälle haben, oder nicht?«

Beinahe hätte ich etwas über die kleinen grauen Zellen gesagt, verkniff es mir aber, nicht weil ich damit ein bisschen zu weit gegangen wäre, sondern weil ich fürchtete, er würde die Anspielung auf Agatha Christie nicht kapieren.

»Ich bin mir sicher, Monsieur le Cardinal, die Pariser Polizei hat die Sache gründlich und professionell untersucht.«

»Klar, klar, oui?« Er reichte mir ein Glas Cognac. »Aber man hat dort keine Erfahrung mit Priestern ... François, würden Sie die Angelegenheit bitte erklären?«

»Jean-Claude«, sagte mein Freund Frankie in amerikanischem Englisch mit kalifornischem Akzent, »war eine Sensation – jung, gut aussehend, charmant, mit lockigem Haar und einem Wahnsinnsächeln. Er war Kaplan an der Sorbonne. Die jungen Leute engagierten ihn für ihren Radiosender, und schon bald hatte er eine eigene Fernsehsendung, landesweit jeden Sonntagvormittag zu sehen. Er war durch und durch konservativ, wenn Sie mich recht verstehen, und überaus fromm. Aber er kannte sich mit Popmusik aus und konnte wunderbare Geschichten erzählen. Sie müssen wissen, Bischof Ryan, die Franzosen haben den Katholizismus in den Genen, selbst die, die nie einen Gottesdienst

besuchen oder von sich behaupten, sie seien Atheisten. In jungen Jahren gibt es bei jedem von uns, besonders in der Mittelschicht, einen einflussreichen Priester oder auch eine Nonne. Wir sagen uns, wenn die ganze Kirche so wäre wie dieser Mensch, dann wären wir immer noch katholisch. Das ist natürlich ziemlicher Unsinn, führt aber immerhin dazu, dass wir uns beim Anblick eines scheinbar einfachen und ehrlichen Priesters an unsere Kindheit erinnert fühlen. Und genau diese Art Priester war Pater Chrétien.«

Der Cognac war nicht nur goldfarben, sondern schmeckte auch so.

Ich schlürfte ihn genüsslich und warnte diesen irischen Kobold, der sich oft an meinem Glas bediente, dass ich ihm seine Frechheiten heute keinesfalls durchgehen lassen würde.

Zwei Cognac nach zwei Gläsern herrlichen Rotweins von den Weinbergen an der Rhône zeigten ihre Wirkung, noch dazu, nachdem ich gerade eine Übermacht von Widersachern besiegt und einen Atlantikflug erfolgreich hinter mich gebracht hatte.

Der Kardinal von Paris wehrte mit einer protestierenden Handbewegung ab.

»Er war wirklich mehr als seicht, wissen Sie. Er glorifizierte sich selbst, und es bestanden Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit. Malheureusement beharrte er nicht auf den Glaubenslehren, wie er es hätte tun sollen. Und viele Priester beschwerten sich darüber, dass die Menschen am Sonntagvormittag nicht in der Kirche, sondern vor dem Fernseher saßen. Nach eindringlicher Beratung beschlossen wir Bischöfe dann, dass wir unserer Sache mehr schaden als nützen würden, wenn wir ihn zum gegenwärtigen Zeitpunkt vom Bildschirm verbannen würden.«

»Das Merkwürdige an der Sache ist«, wandte Frankie ein, »dass Jean-Claude die Sendung aufgegeben hätte, ohne zu murren. Er war ein Unschuldslamm, Bischof Ryan ...«

»Nennen Sie mich Blackie.«

Frankie zog die Augenbrauen hoch und fuhr fort.

»Worauf er wirklich Wert legte, war die Arbeit mit Jugendlichen im Quartier Latin. Er war eine nationale Berühmtheit, ohne sich dessen bewusst zu sein. Sehen Sie sich unsere Videokassetten an, und Sie wissen, was ich meine. Er wirkte vollkommen ungekünstelt, war noch dazu von zierlicher Figur und wirkte eher jugenhaft, fast wie ein Kind. Deshalb verehrten ihn die Menschen, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, und jeder, wie man annimmt, aus eigenen, persönlichen Gründen.«

»Faszinierend.«

»Manche Priester bezeichneten ihn als ›hübschen Burschen‹ und nahmen die negative Anspielung bewusst in Kauf. Priester sind sehr missgünstig, wissen Sie, äh, Blackie.«

»Sein richtiger Name ist Blackie«, bemerkte Kardinal Cronin. »Der Spitzname lautet Blackwood.«

»Wie Leonardo DiCaprio in Titanic?«, fragte ich.

»Nur noch mehr.«

Ich bemerkte, dass der Kobold meine Rüge missachtet und sich ausgiebig an meinen Cognac bedient hatte, hielt aber die Hand über das Glas, als Frankie nachgießen wollte.

»Wir haben ihn genauestens unter die Lupe genommen«, nahm der Kardinal den Faden wieder auf. »Nach seiner Ordination war er Kaplan eines kontemplativen

Nonnenklosters im Quartier Latin. Das erschien einigermaßen verdächtig, Genaueres ließ sich aber nicht feststellen. In dieser Angelegenheit war äußerste Vorsicht geboten, wie Sie sicher verstehen werden, Monsieur l'Évêque. Die Dominikaner waren sehr stolz auf ihn, und mit ihnen wollten wir uns keinesfalls anlegen. Rom meldete aber wiederholt Zweifel bezüglich seiner Rechtgläubigkeit an. Dort fürchtete man, er könnte die einfachen Gläubigen verwirren.«

»Diese Sorge haben sie in Rom doch immer«, pflichtete ich verständnisvoll bei. Seine Eminenz Cronin prustete los.

»Wir wollten keine Eskalation, hielten ein behutsames Vorgehen für angeraten und ordneten seine Versetzung an. Er sollte das Kloster, an dem er Kaplan war, verlassen und zu den Dominikanern von St-Jacques wechseln. Er zeigte sich einsichtig und bat lediglich um ein paar Tage Aufschub, bis sich die Dinge geklärt hätten.«

Der Kardinal warf die Hände in die Luft.

»Dann verschwand er.«

»Es stimmt«, ergriff Frankie wieder das Wort, »dass er von jeher einsichtig, bescheiden und zurückhaltend war. Ein Gremium von Theologen hat sein Wirken untersucht und fand nichts, was der Glaubenslehre widersprochen hätte. Sie rieten ihm lediglich, stärker auf die Lehre von Transsubstantiation in Brot und Wein in der Eucharistiefeier einzugehen. Das tat er dann auch, aber auf eine Art und Weise, dass die ganz konservativen Franzosen ihn der Ketzerei bezichtigten.«

»Er war kein Ketzer.« Der Kardinal seufzte. »Monsieur le Nuntius verglich ihn gar mit dem Heiligen Vinzenz von Paul. Trotzdem war er ein Problem ... wie alle Priester, die öffentliche Aufmerksamkeit genießen.«

»Aufmerksamkeit ist immer schlecht« – Sean Cronin seufzte gespielt –, »es sei denn, sie ist auf uns gerichtet, die Nachfolger der Apostel.«

Der Kardinal von Paris seufzte zustimmend. Frankie sah mir in die Augen, um sich zu versichern, dass Seine Eminenz es ironisch meinte.

»Der Fernsehkanal France2 plante ein größeres Projekt über Notre-Dame«, fuhr Frankie fort, »und Jean-Claude sollte durch die Sendung führen, eine Idee, die sämtliche Architekten, Historiker und Archäologen Frankreichs in Rage brachte. Er war ein blutiger Laie auf allen diesen Fachgebieten, was ihm aber komplett egal war. Dafür hatte er ein wunderbares Gespür für die fernsehgerechte Umsetzung des Themas. Er schlug eine Szene unter dem parvis vor, Paris im dritten Jahrhundert und das Leben der Menschen aus dieser Zeit, die gerade zum Christentum übertraten. Die Wirkung wäre gar nicht auszudenken gewesen. Er führte die Produzenten in der Woche nach Ostern durch die Krypta, als überall die Bäume und Blumen blühten. Er ging ein paar Schritte vor ihnen, während sie sich Notizen machten. In dem Moment verschwand er. Sie glaubten, er sei hinter der nächsten Ecke, war er aber nicht. Seit der Zeit hat ihn niemand mehr gesehen.«

Mich schauderte, und ich schielte möglichst unauffällig zu Sean Kardinal Cronin hinüber. Ihn schauderte ebenfalls. Ein derartiges Ereignis hätte er in Chicago nie und